Im Nebel [Fortsetzung]

Autor(en): **Tinseau, Léon von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-575640

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Im Nebel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von **Léon von Tinseau.**

XIV.

Wenige Pariser würden imstand sein, einem Fremden, wenn auch nur auf summarische Weise, die Honneurs des Palastes des großen Königs zu machen. Felix Herepian entledigte sich seiner Aufgabe besser, als man es von einem Träumer, der wenig Neigung zu Gelehrsamkeit hat, erwarten konnte. Er bestand das dreistündige, unwillkürliche Examen Ednas über Welt-, Zeit- und Kunstgeschichte in Ehren. Freilich hatte er alle Reisehandbücher durchstöbert, was er übrigens ganz aufrichtig gestand, indem er hinzufügte: „Mit den Amerikanerinnen muß man auf der Hut sein. Denn einesteils wissen sie zu viel, andernteils wollen sie über alles Aufklärung haben, was sie nicht wissen. Schließlich haben sie die Sucht, auf jede gestellte Frage eine Antwort zu erhalten, welchen entsetzlichen, barbarischen Fehler unsere zilivisierten Pariserinnen nicht kennen."

Nach Zurücklegung mehrerer Kilometer entdeckte Herepian abermals einen Fehler an Miß Leslie: sie war unermüdlich. Um einen Vorwand zu haben, sich niederzusetzen, schlug er vor, frühstücken zu gehen.

„Mit Vergnügen!" sagte Edna. „Aber ich will eine letzte Erinnerung an die königliche Behausung mit mir nehmen. Wo sind die Stufen von rosa Marmor, die Musset begeisterten?"

„Ich bin geschlagen!" gestand der Cicerone. „Das hatte ich nicht vorausgesehen!"

Ein Aufseher, der befragt wurde, bezeichnete die berühmten Stufen. Das junge Mädchen ließ sich auf ein Knie nieder, um den Marmor mit der bloßen Hand zu liebkosen.

„O, Musset! Musset! Wie liebe ich dich!" seufzte sie. Sie versuchte das unter dem Staub zweier Jahrhunderte fast unsichtbar gewordene, rosige Geäder zu entdecken und rezitierte:

„Die scharfen Zähne der Säge
Verletzten auf ihrem Wege
Eine Venus, noch schlafend im Stein,
Und mit herrlichem, purpurnem Schein
Färbt den Marmor ihr Blut, das helle."

„Mein Fräulein," sagte Herepian starr vor Staunen, „wollen Sie mir die Hand geben und mir die Gnade erweisen, mich als Ihren Freund zu betrachten? Ich kenne Sie jetzt. Ihre Stirne schmücken die zwei kostbarsten Edelsteine des weiblichen Diadems: Wohlthätigkeit und Poesie!"

„Leider nicht zu gleicher Zeit," antwortete sie. „In Amerika habe ich keine Zeit, an den lieben Musset zu denken. In Frankreich werde ich ein recht unnützes Wesen . . . Aber wie kommt es, daß Sie, mein Herr Dichter, nie hier waren?"

„Ich will Ihnen zeigen," entgegnete Herepian, „wo ich meine Andacht zu verrichten pflege, wenn ich nach Versailles komme. Betrachten Sie jene Gruppe: sie ist so vielsagend!"

Mit einigen Schritten gelangten sie an den Fuß einer marmornen Sphinx, auf der ein Amor aus Bronze rittlings saß.

„Thut Ihnen dieser arme, in der Wüste verlassene, kleine Gott nicht leid?" frug Felix, seine Gefährtin anblickend.

Sie waren allein; eine dreihundert Fuß lange, verödete Fassade, die sich zu ihrer Linken erstreckte und nur für eine Unzahl von Schwalbennestern vorhanden zu sein schien, trennte sie von der übrigen Welt. Regelmäßig und grämlich erstreckten sich die buchsumsäumten Beete vor ihnen. Die von Altersschwäche und Heimweh dahinsiechenden Orangenpflanzungen erinnerten an Gefangene aus fernen Ländern, die niemand auch nur eines tröstenden Blickes würdigt. Die grüne Wand eines Abhanges schloß den Horizont ab. Während der weiße, durch die Bäume dringende Rauch eines Zuges eilfertig an das durch den Schatten des großen Jahrhunderts verdrängte wirkliche Leben mahnte, schienen alle diese Statuen, Säulen und Treppen schweigend einen Zug jahrhundertalter Gespenster zu erwarten, die zu kommen zögerten. Es schien hier ein Anachronismus zu leben, ein Geräusch zu machen.

„Ich halte dieses pausbäckige Kind, das lächelt und mit einem Blumengewinde spielt, nicht für bemitleidenswert," sagte Edna. „Es ist zweifelsohne die glückliche Liebe."

„Meinen Sie?" sagte Herepian mit eigentümlicher Lebhaftigkeit. „Nun, ich erkläre, daß es die einfältige Liebe ist, die voller Illusionen steckt. Wenn der kleine Gott nun der Sphinx gebieten wird, mit ihm zum Olymp zu fliegen, wird er gewahr werden, daß sein Reittier von Marmor ist. Ich weiß, wie das thut, ich habe es durchgemacht . . . Aber wie wäre es, wenn wir jetzt frühstücken gingen?"

Das junge Mädchen gehorchte nachdenklich. Während sie mit dem langen, elastischen Schritt ihrer Rasse neben ihm einherging, sagte sie nach kurzem Schweigen: „Ich glaube, der Bildhauer erteilt eine Lehre: Liebet eine echte Frau!"

„Ach, die echte Frau ist erst recht eine Sphinx!" sagte Herepian mit einem Seufzer.

In der bürgerlichen Atmosphäre des Restaurants nahm das Gespräch eine minder ernste Färbung an. Indessen fehlte die Heiterkeit, die sich die zwei Tischgenossen erhofft hatten. Der Gastgeber begründete seine Melancholie damit, daß ihn ein Besuch in Versailles regelmäßig für mehrere Tage verstimme.

„Wie ich Sie verstehe!" sagte Edna. „Dieser tote, kaum erkaltete Ruhm sieht auf seinem Paradebette so düster aus. Neulich, im ägyptischen Museum traten wir nur einen längst erloschenen, durch die Jahrtausende fühllos gewordenen Staub mit Füßen."

„Es ist eigentümlich," bemerkte Herepian, „wie Sie immer das denken, was ich sagen wollte. Oder vielmehr: Sie sagen noch öfter, was ich denken wollte."

„Verleumden Sie sich nicht! Sie denken ganz selbstständig. Ich habe Ihre Gedichte gelesen, die Sie, nebstbei gesagt, trotz Ihrem Versprechen, vergessen haben, mir zukommen zu lassen."

„Ich habe es nicht vergessen; aber ich fürchtete, Sie hätten sie nur aus Höflichkeit verlangt. Seitdem ich die Ehre habe, mit den schönen Pariserinnen zu verkehren, fange ich an, mich zu bilden."

„Ich bin weder schön, noch eine Pariserin: ich habe Ihr Buch mit Sammlung, ohne mich zu übereilen, gelesen. Sie besitzen jene Aufrichtigkeit, die die Selbstachtung bedingt. Sie haben die Klarheit und Sorgfalt der Form, die die Achtung vor dem Leser bedingt. Sie sind gläubig, jung, Sie verherrlichen das Gefühl . . . Kann das die Tendenz desselben Dichters sein, der sich soeben so pessimistisch zeigte?"

„Nein, es ist nicht derselbe," antwortete Herepian. „Der erstere hatte kaum die Schulbank verlassen und kannte nur arme, altmodische kleine Provinzlerinnen. Der andere hat Erfahrungen gemacht. Er hat die Frau fin de siècle kennen gelernt. Kann ich nicht zweierlei Manieren haben, da Raffael deren drei hatte?"

„Ich rate Ihnen dringend, schnell zur dritten überzugehen," sagte Edna, ohne sich näher zu erklären. Indessen war diese Stunde beiden Tischgenossen trotz allem sehr rasch vergangen. Sie fühlten, daß sie die Grundlage zu einer dauernden Freundschaft zwischen ihnen gelegt hatte. Und die Freundschaft zwischen einem jungen Mann und einem schönen, jungen Mädchen, die — wie diese zwei es glaubten — gegen jede Komplikation des Gefühls geschützt sind, ist ein köstliches Bewußtsein. Trotz diesem Hochgefühl ließ Edna den Eifer für das Wohl anderer, der sie stets beseelte, nicht außer acht. Der Zeitpunkt für die Auseinandersetzung, die sie entschlossen war mit Felix zu halten, schien ihr günstig; aber der Saal eines Restaurants war nicht der geeignete Ort dazu.

„Ich habe die schattigen Partien des Parkes nur von weitem gesehen," sagte sie. „Wenn es Ihnen recht ist, erledigen wir jetzt diesen letzten Punkt des Programmes."

Man gelangte aus dem Hotel direkt in eine düstere Allee, gepflastert wie eine Straße, die zwischen haushohen, grünen Mauern zum Schloß führt. Edna und ihr Gefährte gingen rasch, um die empfindliche Kühle dieser von der Sonne nie heimgesuchten Allee weniger zu fühlen. Einige hundert Schritte brachten sie zu den Blumenbeeten, längs denen sich rechts Hecken hinziehen, die von Gitterwerk umsäumt sind.

„Ein Kleid von grünem Samt, durch Fetzen grauer Leinwand befestigt," bemerkte der Dichter.

Marmorne Krieger, die auf ihren Sockeln schlummerten, Nymphen, die in ihren leeren Bassins verdursteten, sahen sie vorüberziehen. Felix, der echte Sohn des Südens, ließ sich von dem heitern Tageslicht, der freien, warmen Lenzesluft, die ihn beim Heraustreten aus dem eisigen Schatten so wohlig umfing, hinreißen. Er breitete die Arme gegen den blauen Himmel aus und rief im Ton höchsten Entzückens: „Heil dir, o Königssonne, fester auf deinem Thron als der Sonnenkönig! Die intelligenten Wohlthäter der Menschheit, die uns den andern so gerne vergessen machen möchten, haben dich noch nicht zu verdrängen vermocht. Vielleicht wird es ihrem Wissen eines Tags gelingen, dich zu ersetzen. Inzwischen ist dieser Tag, dank dir, einer derjenigen, an denen man gerne lebt. Nicht wahr, Miß Leslie?"

„Verzeihen Sie mir," sagte Edna, mit einem ernsten, traurigen Klang in der Stimme. „Mein Gemüt ist so beschaffen, daß ich das Leben nicht recht genießen kann, obwohl ich es annehme, ohne zu murren. Ich konnte nie an einem leckern Mahl teilnehmen, ohne jener zu gedenken, die Hunger leiden. Im Begriff einzuschlafen, denke ich an die Schlaflosigkeit anderer."

„Krach!" stöhnte Herepian, dessen Arme herabsanken. „Der Zauber ist gebrochen: der Verstand spricht, der entsetzliche Verstand. Zerreißen wir unser Gewand! Bestreuen wir uns das Haupt mit Asche! Was ist die Sonne? Ein großer Klumpen Materie, der brennt. Was ist unsere Erde? Ein kleinerer, minder heißer Klumpen Materie, auf dem Kummer und Ungerechtigkeit herrschen. Was ist die Poesie? Worte, die sich reimen. Was ist die Liebe? Eine ungereimte Einbildung. Weh mir! Wo soll ich die Frau finden, die mir, nicht zwanzig Jahre, nein, nur zwanzig Minuten lang Gesellschaft leistet, ohne mich daran zu mahnen, daß alles eitel ist?"

„Aber es ist nicht alles eitel," widersprach das junge Mädchen.

„Kommt es Ihnen so vor? Soll man glauben, daß Ihr Amerikanerinnen das besser versteht, als der König Salomo?"

„Viel besser! Wir verstehen die Nächstenliebe, von der er nichts wußte. Wir sind bemüht, jeden Tag das Elend wenigstens einer unserer Schwestern zu lindern. Finden Sie dieses leicht zu erreichende Resultat eitel?"

Die beiden Spaziergänger erreichten den Hain Apollons, den große Bäume gegen die Sonne schützten und von der übrigen Welt absperrten. Ein künstlicher Felsen spiegelte seinen zerklüfteten Sandstein in einem mit Seerosen und Zehrwurz bedeckten Wasserspiegel. Am Fuß dieser Schöpfung von Menschenhand öffnete sich die Grotte, die Behausung des Gottes. Hier hielt Phoibos Apollon Hof, inmitten seiner neun Musen, die sich an koketten Gebärden überboten gleich einer Gruppe schöner Zuhörerinnen, die sich um den beliebten Professor

scharen, der nach beendigtem Vortrag seine Lehrkanzel verläßt.

Edna und ihr Gefährte setzten sich auf einen Steinblock, der von dem Schöpfer dieser mythologischen Feerie am richtigen Platz angebracht worden war. Zu ihrer Linken that eine schwindsüchtige Palme ihr Möglichstes, eine griechische Landschaft vorzustellen. Eine Nachtigall — diese wenigstens war echt — sang in dem benachbarten Strauch.

Herepian sagte zu dem jungen Mädchen: „Sie haben nur einmal Ferien, wie Sie selbst sagen, und Ihre leidenden Schwestern sind zweitausend Meilen weit; kümmern Sie sich eine Zeit lang nicht um sie. Thun Sie, wie so viele Ihrer Landsleute, die nach Frankreich kommen, um sich zu unterhalten!"

„Glauben Sie, daß alle meine leidenden Schwestern zweitausend Meilen von hier entfernt sind? Ich kenne eine in meiner nächsten Nähe — und diese ist nicht nur figürlich gesprochen meine Schwester."

„Sind Sie hergekommen, um mit mir von ihr zu sprechen?" frug Felix, dessen Physiognomie sich plötzlich verdüstert hatte.

„Aus keinem andern Grunde. Warum sollte ich nicht offen sein?"

„Hat sie sich vielleicht über mich und die Qualen, die ich ihr bereite, beklagt?" fuhr er ironisch fort.

„Sie spricht Ihren Namen nie aus! .... Sagen Sie selbst: ist dieses Schweigen nicht beredter als alle Klagen? Ich habe hundert junge Bräute gekannt. Sie führten nur einen Namen im Munde: den ihres Herzgeliebten. Vergebens versuchte man mit ihnen über etwas anderes zu sprechen: es wurde ermüdend. Und nun redet meine nächste Anverwandte, die ich vor allen andern glücklich sehen möchte, von allem andern mit mir, nur nicht von ihrer bevorstehenden Heirat. Ums Himmelswillen, was geht da vor?"

„Warum fragen Sie nicht Fräulein Caron?"

„Warum? Weil ich ihr Vertrauen nicht besitze. Ich fühle, daß sie mich nicht liebt. Hat sie auch nur den geringsten Versuch gemacht, die Versöhnung zwischen Großmama und mir anzubahnen? Man sollte meinen, daß sie mir die Liebe, die mir jene gewähren könnte und nach der ich mich so sehne, nicht gönnt! Ach, dürfte ich wenigstens hoffen, daß diese Gleichgültigkeit der Egoismus des Glückes sei! ...."

„Glauben Sie denn, daß ich auf Rosen gebettet bin?" frug Felix.

Beide verstummten. Man hörte nichts als die Stimme der Nachtigall, die in jubelnden Tönen ihr Liebesglück zu besingen schien, und diese Freudenhymne klang in den Ohren des betrübten Verliebten wie ein Sarkasmus. Gereizt erhob er sich und schleuderte einen Stein in das Gebüsch, sodaß alles still wurde.

„Unausstehliches Tier!" brummte er, sich wieder auf seinen Platz setzend.

„Sie müssen sehr unglücklich sein!" seufzte Edna .... „Aber ich bin nur eine Fremde für Sie und habe kein Recht, Sie um den Grund zu befragen."

„Ich erteile Ihnen dieses Recht, liebe Miß Leslie, und will Ihnen sagen, warum ich unglücklich bin. Mir widerfährt etwas, was wohl geeignet erscheint, den Mut eines Mannes zu beugen. Ich hatte stets einen Abscheu vor der Vernunftehe; was mich erwartet, ist jedoch zehnmal ärger: ich liebe Ihre Cousine, ohne von ihr wiedergeliebt zu werden; ich weiß es und heirate sie trotzdem. Sagen Sie mir nun: wären Sie sehr glücklich an meiner Stelle?"

„Ach, ich würde ans Ende der Welt fliehen!"

„Das hätte ich viel früher thun müssen. Ich war naiv genug, zu glauben, daß ich dieses kalte Herz durch meine unbedingte Ergebenheit für mich gewinnen könnte. Aber ich rechnete ohne die Bosheit der Welt; sie hat uns verleumdet .... Wären Sie, die Sie Ihr Leben dem Schutze der Schwachen widmen, da auch noch geflohen? Ich blieb und frug Ihre Cousine: wollen Sie meine Frau werden? Begreifen Sie, mit welchen Gefühlen ein Mann diese Frage stellt, der weiß, daß ein Ja erfolgen muß? Einem Wesen, wie Ihre Cousine, geht die Achtung der Welt über alles. Wer kann sie tadeln, mich angenommen zu haben?"

„Entsetzlich!" seufzte Edna. „Ich hatte so sehr gehofft, daß man keiner von uns mehr etwas Schlechtes nachsagen würde!"

„Das wird auch nicht geschehen, wenn es nur auf mich ankommt. Aber um dies zu erreichen, durfte ich nicht ans Ende der Welt fliehen. — So viel ist sicher, daß die Pflicht sich zwischen meine Braut und mich stellt wie eine Statue von Eis. Sie werden sich nicht mehr wundern, wenn Sie sehen, daß wir beide gewisse Gesprächsstoffe vermeiden."

„Ich verstehe nun alles besser, ohne darum minder betrübt zu sein. Aber schließlich, haben Sie sich mit Alexandrinen auseinander gesetzt? Hat sie Ihnen gestanden, daß sie Sie nicht liebe?"

„Dazu ist sie zu wohlerzogen. Uebrigens gleicht sie jenen Blindgeborenen, die sich vom Lichte keine Vorstellung machen können und denen dieses folglich gar nicht abgeht. Das Schönste ist, daß Fräulein Caron Sie als eine Person beschrieb, die ihr an ‚Positivheit' überlegen sei."

„Sprechen wir nicht von mir allein; wir sind ja alle drei unglücklich ...."

(Fortsetzung folgt).